

UMCODIERUNG

Zum Verhältnis von *minne* und *ere* in Gottfrieds „Tristan“

von Annette Gerok-Reiter, Mainz

Abstract:

Versucht wird, jene in der Forschung sich hartnäckig haltende Vorstellung, es gehe im „Tristan“ Gottfrieds um die Opposition von *minne* und *ere* und damit in der Konsequenz um die epochale Entdeckung einer Opposition von Individuum und Gesellschaft, systematisch zurückzuweisen. Aufgrund genauer Wortfeldanalysen zum Begriffspaar soll die Argumentationsstruktur einer subtilen Umcodierung deutlich werden, deren sozialhistorische Implikationen kein epochales ‚Ereignis‘ indizieren, wohl aber im Maßstab der *longue durée* kaum zu überschätzen sind.

This article contains a systematic repudiation of the persistent notion that Gottfried's „Tristan“ is about the opposition between *minne* and *ere* and consequently includes the epochal discovery of the opposition between the individual and society. Detailed analyses of the word fields of the two concepts show the argumentational structure of a subtle recodification which has implications for social history. Although these do not point to an epochal ‚event‘, they have a long term significance which is hard to overestimate.

Tristans Weg zu Isolde demonstriert die Andersartigkeit des Protagonisten, eine Andersartigkeit, der eine andersartige Liebe zugeordnet wird. Andersartigkeit in Bezug auf den Protagonisten heißt, dass die typusspezifischen Identitätsmuster, die die verschiedenen narrativen Gattungen – etwa Brautwerbungserzählungen, Heldenlied oder arthurischer Roman – anbieten¹, nicht greifen.² Andersartigkeit in Bezug auf die Minne heißt, dass die funktionale Korrelation von sozialer Vorzüglichkeit des Protagonisten und adäquater Schönheit der Protagonistin nicht wie in den genannten Gattungen für die emotionale Übereinstimmung der Partner ausschlaggebend ist, Minne sich stattdessen als das Inkommensurable schlechthin erweist.³ Beide Aspekte von Andersartigkeit kon-

¹ Jan-Dirk Müller: Woran erkennt man einander im Heldenepos? Beobachtungen an Wolframs „Willehalm“, dem Nibelungenlied, dem „Wormser Rosengarten A“ und dem Eckenlied, in: Symbole des Alltags – Alltag der Symbole. Fs. Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, hg. v. Gertrud Blaschitz u. a., Graz 1992, S. 87–111; ders.: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen 1998, S. 233–237, zum höfischen Roman insbes. S. 235, Anm. 68.

² Vgl. Horst Wenzel: Negation und Doppelung. Poetische Experimentalformen von Individualgeschichte im „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg, in: Wege in die Neuzeit, hg. v. Thomas Cramer, München 1988, S. 229–251, hier S. 238 f., S. 242–245; Carola L. Gottzmann: Identitätsproblematik in Gottfrieds „Tristan“, in: GRM NF 39, 1989, S. 129–146; Christoph Huber: Gottfried von Straßburg: „Tristan“, Berlin 2000, S. 56 f.

³ Zur dominanten Bedeutung des Minnetranks für das Entstehen der Liebe als Signum von deren Inkommensurabilität zuletzt Huber [Anm. 2], S. 73–82, mit einem Überblick über die kontroverse Forschungsdiskussion S. 83–85.

stituieren sich somit über die demonstrative Zurückweisung der dem Hörer/ Leser um 1200 selbstverständlichen Deutungsmatrix. Die dezidierte Zurückweisung der tradierten Deutungsmuster führt im Sinn der Ierschen „Negationspotentiale“⁴ zu einer markanten „Leerstelle“ des Verstehens.⁵ Diese seit 800 Jahren beunruhigende Leerstelle bildet die Mitte des Textes. Ihre Konturen lassen sich fassen anhand zweier Aspekte. Zum einen wirft die Negation tradierter Identitätsmuster, die sich bei Tristan systematisch durch das gesamte Werk zieht, die Frage nach dem sozialen Status des Protagonisten umso nachhaltiger auf. Zum andern stellt sich die Frage nach dem sozialen Ort der ihrer Funktionalität enthobenen Minne aufgrund ihrer anvisierten Inkommensurabilität umso dringlicher. Beide Fragen bilden den eigentlichen Promotor der narrativen Bewegung des Textes: An ihrem Leitfaden umkreist Gottfried in perennierender Weise die Leerstelle, sie gerade dadurch im Erzählprozess fixierend. Andererseits gibt er durchaus dem Hörer/ Leser im Verlauf jenes thematischen Insistierens Anhaltspunkte neuer Verständniskoordinaten an die Hand, wie mit der Irritation der Leerstelle umzugehen sei.⁶

Zentraler Begriff, anhand dessen beide Fragen vor der Folie des Verlusts der intertextuell tradierten Deutungsmatrix im narrativen Prozess diskutiert werden, ist – konsequent – die *ere*, denn die Auffassung der hochmittelalterlichen *ere* basiert auf eben demjenigen Adaequationmodell von Innen und Außen, dessen Infragestellung der Preis ist für die Denkbare eines andersartigen Helden, einer andersartigen Minne. *ere* bedeutet im mittelhochdeutschen Kontext jenen Glanz der Oberfläche, auf den die Öffentlichkeit verbindlich mit Ansehen – im konkreten Sinn des Anblickens wie im übertragenen Sinn der sozialen Würdigung – reagiert aufgrund der um 1200 etablierten höfischen Spielregel, dass das Sichtbare – der disziplinierte Körper – für ein qualitativ analoges Unsichtbares bürgt.⁷ Die Analogietrias von öffentlichem Ansehen, Glanz der Erscheinung und innerer Wertigkeit ist prinzipiell nicht auseinander zu dividieren, ohne den Begriff der *ere* seiner spezifischen hochmittelalterlichen Semantik, und d.h. sei-

⁴ Vgl. Wolfgang Iser: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1994, insbes. S. 266 f.

⁵ Markant ist die „Leerstelle“ insofern, als es sich nicht nur um eine der sogenannten „Unbestimmtheitsstellen“ handelt, die immer und notwendig einen literarischen Text begleiten, der seinem Leser Raum zur Imagination und damit die Möglichkeit zu einem produktiven ‚Akt des Lesens‘ lässt (ebd., S. 257 ff.), sondern um eine programmatisch hergestellte, das Zentrum der Gottfriedschen Konzeption betreffende Vorstellungskollision und -erschwerung, um den Hörer/ Leser dezidiert „von habituellen Dispositionen abzulösen“ (ebd., S. 293).

⁶ Zur Notwendigkeit einer durch den Text selbst instruierten Rezeptionslenkung: ebd., insbes. S. 302 ff.

⁷ Grundlegend dazu Joachim Bumke: *Höfischer Körper – Höfische Kultur*, in: *Moderne Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, hg. v. Joachim Heinzle, Frankfurt am Main 1999, S. 67–102, hier S. 70–72.

ner historischen Valeurs, zu berauben. Umso erstaunlicher ist es, dass Gottfried den Begriff der *ere* leitmotivisch in so vielen und so verschiedenen Bezügen zur Diskussion stellt, dass die Analogietrias sich in völlig neuen Konstellationen zeigt und in ihrer Wertigkeit zu oszillieren beginnt.

Diesem Oszillieren ist es zu verdanken, dass die Frage nach der moralischen Einschätzung der Tristanminne die Forschung ruhelos und höchst kontrovers umgetrieben hat seit Lachmanns Kritik⁸ bis hin zu den jüngsten Publikationen⁹, ja es gibt wohl nach wie vor keine Monographie zum „Tristan“, in der nicht die Frage nach dem Zusammenhang von *minne* und *ere* erneut zur Diskussion gestellt würde. Dabei lassen sich im weitgefächerten Spektrum der Argumentationen prinzipiell drei Standpunkte festmachen. Wird die *minne*, Gottfried Webers Ansatz fortsetzend, als Dämonie, als zerstörerische Macht, als negatives Skandalon aufgefasst¹⁰, ist sie mit dem Anspruch mittelalterlicher *ere* unvereinbar. Wird dagegen ihre Qualität primär als utopischer Entwurf (Tomasek), als „absolut Gutes“, das denkbar wird (Schnell), als Positivum im Sinn eines „Heilsweg[s]“ (Huber) in den Vordergrund gestellt¹¹, muss ihr zwingend *ere* und Anerkennung zukommen. Verbunden mit dem zweiten Standpunkt ist meist die Annahme eines „doppelte[n] Wertesystem[s]“¹², innerhalb dessen zwei Ehrbegriffe hierarchisiert oder sogar einander gegenübergestellt werden: Kann die *minne* gemäß dem Ehrbegriff der Gesellschaft nur negativ bewertet werden, so gemäß dem Ehrbegriff der Liebenden nur positiv. Mit seinem Aufsatz „Sexueller Sündenfall oder erotische Utopie?“ tritt Walter Haug schließlich dezidiert

⁸ Karl Lachmann: *Auswahl aus den deutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* (1820), wieder in: *Ders.: Kleinere Schriften zur Deutschen Philologie*, Berlin 1876.

⁹ Vgl. etwa Anna Keck: *Die Liebeskonzeption der mittelalterlichen Tristanromane. Zur Erzähllogik der Werke Bérouls, Eilharts, Thomas' und Gottfrieds*, München 1998. – Zur ethischen Einschätzung des Werks in der Forschung vgl. die knappe Skizze bei Kurt Ruh: *Höfische Epik des deutschen Mittelalters*, 2. Teil: „Reinart Fuchs“, „Lanzelet“, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Berlin 1980, S. 203–261, hier S. 203, sowie Rüdiger Schnell: *Suche nach Wahrheit. Gottfrieds „Tristan und Isold“ als erkenntniskritischer Roman*, Tübingen 1992, S. 3–5.

¹⁰ Gottfried Weber: *Gottfrieds von Straßburg „Tristan“ und die Krise des hochmittelalterlichen Weltbildes um 1200*, 2 Bde., Stuttgart 1953, vgl. etwa Bd. 1, S. 164, 168; mit Einschränkungen gerade in Bezug auf Gottfrieds Gestaltung des Themas: Keck [Anm. 9].

¹¹ Tomas Tomasek: *Die Utopie im „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg*, Tübingen 1985, insbes. S. 124–211. Schnell [Anm. 9], insbes. S. 17–26, 196–228 (Zitat S. 22); Huber [Anm. 2], insbes. S. 112–116 (Zitat S. 116). – Am extremsten in dieser Richtung: Helmut de Boor: *Die Grundauffassung von Gottfrieds Tristan*, in: *Gottfried von Straßburg*, hg. v. Alois Wolf, Darmstadt 1973, S. 25–73: Er hat Tristan und Isolde als ‚Minneheilige‘ sehen wollen.

¹² Christoph Huber: *Gottfried von Straßburg, „Tristan und Isolde“*. Eine Einführung, München, Zürich 1986, S. 37; Tomasek [Anm. 11] begreift dieses im Gegenüber von Feudalethik und Liebesethik (insbes. S. 67–69); Schnell [Anm. 9] fasst es als Konfrontation von „Innen“- und „Außennormen“ (S. 28–38).

für eine dritte Position ein, derzufolge sich in der *minne* Sündenfall und transzendierende Erlösung verbinden¹³, wodurch eine spannungsreiche, ja widersprüchliche Zuordnung des Begriffs *ere* plausibel erscheint.

Entscheidend für die Wahl des jeweiligen Standpunkts ist, welches Kriterium in der Argumentation die Dominante stellt. Wird die *minne* primär im Zeichen von *des libes gelust* unter dem Kriterium des Ehebetrugs gesehen, das für die Dreieckskonstellation konstitutiv ist, überwiegen die negativen Konnotationen. Wird die *minne* jedoch primär vom utopischen Potenzial der Exkurse aus perspektiviert, überwiegen die positiven Konnotationen. Werden beide Perspektiven als gleichgewichtig und als der Tristanminne selbst inhärent eingeschätzt, kommt es zum Standpunkt der Ambivalenz. Wenn im Folgenden trotz der vielfältigen Stellungnahmen denn doch noch einmal die intrikate Frage nach dem Zusammenhang von *minne* und *ere* aufgegriffen werden soll, so um die bisherigen dominanten Argumentationskriterien ‚Betrug‘ und ‚*libes gelust*‘ versus ‚handlungs-transzendierende Exkursutopie‘ und ‚doppelter Ehrbegriff‘ kritisch auf ihre Tragfähigkeit hin zu überprüfen und dies, indem anhand von Wortfeldanalysen zum Begriffspaar *minne* – *ere* die Frage ganz von übergreifenden Wertungen gelöst und an das syntagmatische Procedere des Textes zurückgebunden wird.

I

Bereits im Prolog werden an zentraler Stelle *minne* und *ere* in deutliche Relation gesetzt. *minne* sei ein also *sælic dinc*, dass *nieman ane ir lere / noch tugende hat noch ere* (vv. 187–190).¹⁴ Da aber zur *minne* untrennbar *liep unde leit* gehörten, könne man nur *mit disen beiden / ere und lop erwerben*; ohne sie aber müsse man *verderben* (vv. 204–210). „Der Prolog scheint hier“, so Christoph Huber, „auf das Erziehungsprogramm höfischer Minnelehre einzuschwenken, das die paradoxe Liebe als Leistungsansporn und so als ‚Quell aller Güter‘ erklärt.“¹⁵ Huber hat jedoch ebenso darauf hingewiesen, dass diese Deutung für den Tristanstoff erhebliche Probleme aufwirft. Denn erstens werde die *minne* bei Tristan nicht durch Leistung erworben und zweitens bekämen die Liebenden von Lob und Ehre wenig zu spüren. Drittens, so ist hinzuzufügen, zielt der

¹³ Walter Haug: Gottfrieds von Straßburg „Tristan“. Sexueller Sündenfall oder erotische Utopie (1986), wieder in: Ders.: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, Tübingen 1989, S. 600–611; ders.: Der Tristanroman im Horizont der erotischen Diskurse des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Freiburg/Schweiz 2000, S. 34 f.

¹⁴ Zit. nach: Gottfried von Straßburg: Tristan und Isold, hg. v. Friedrich Ranke, Hildesheim 192001.

¹⁵ Huber [Anm. 12], S. 37.

liebe-leit-Zusammenschluss sicherlich nicht auf das Minneparadox des hohen Minnesangs, da die *liebe-leit*-Spannung der Tristanminne ja gerade aus dem Übersprung jener für den hohen Minnesang notwendigen Ferne der Dame, d.h. aus der verbotenen Gegenseitigkeit, der prekären Erfüllung resultiert. So bedeutet die apodiktisch herausgestellte Verbindung von *minne* und *ere*, die auf den ersten Blick dem Standard der hochhöfischen Minnediskussion zu entsprechen scheint, bezogen auf die Tristanminne weit eher eine Provokation: Wie kann der Tristanminne, die für ihre ungezügelte sexuelle Erfüllung Ehebetrug und Ehebruch permanent in Kauf nimmt, *ere* zukommen?

II

Die Spannung zwischen *minne (herze)*¹⁶ und *ere (triuwe)*¹⁷ ist programmatische Leitkategorie der Minnehandlung.¹⁸ Als Tristan und Isolde den Trank eingenommen haben, Tristan sich seiner Liebe bewusst geworden ist, heißt es:

*Tristan do er der minne enpfant,
er gedahte sa zehant
der triuwen unde der eren
und wolte dannen keren:
,nein‘ dahter allez wider sich
,la stan, Tristan, versinne dich,
niemer genim es keine war.‘
so wolte et ie daz herze dar;
wider sinem willen crieget er,
er gerte wider siner ger:
er wolte dar und wolte dan.
der gevangene man
versuohtez in dem stricke
ofte unde dicke
und was des lange stæte.
der getriuwe der hæte
zwei nahe gendiu ungemach:*

¹⁶ Zu *herze* als signifikantem ‚Leitwort‘ von Gottfrieds „Tristan“ vgl. Alois Wolf: Gottfrieds Dichterschau als Versuch einer Neubegründung der deutschen Literatur aus dem Geist der Mythe von Tristan und Isolde, in: Ders.: Erzählkunst des Mittelalters, hg. v. Martina Backes, Francis G. Gentry und Eckart Conrad Lutz, Tübingen 1999, S. 299–363, insbes. S. 353 f.; ders.: Gottfried von Straßburg und die Mythe von Tristan und Isolde, Darmstadt 1989, S. 91–261.

¹⁷ Dazu grundsätzlich: Friedrich Maurer: Leid. Studien zur Bedeutung- und Problemgeschichte in den großen Epen der staufischen Zeit, Bern, München 1964, S. 205–262.

¹⁸ Nicht so bei Eilhart oder der Saga: Die konsequente Gegenüberstellung beider Aspekte, wie Gottfried sie vornimmt, hat dort kein Pendant.

swenne er ir under ougen sach,
 und ime diu süeze Minne
 sin herze und sine sinne
 mit ir begunde seren,
 so gedachter ie der Eren,
 diu nam in danne dar van.
 hie mite so kertin aber an
 Minne, sin erbevogetin:
 der muose er aber gevolgec sin.
 in muoten harte sere
 sin triuwe und sin ere;
 so muotin aber diu Minne me,
 diu tet im wirs danne we:
 si tet im me ze leide
 dan Triuwe und Ere beide (vv. 11741–11772).

Die Passage bildet den Auftakt zur gesamten Minnehandlung. *minne*-Aspekt und *ere*-Aspekt werden ostentativ gegeneinander gesetzt. In staccatoartigem Wechsel scheint der eine Aspekt auf den anderen zu reagieren. Schließlich siegt die – nun personifizierte – *Minne*:

er nam sin herze und sinen sin
 und suohte anderunge in in,
 son was ie niht dar inne
 wan Isot unde Minne (vv. 11785–11788).

Als Tristan und Isolde dann jedoch das Schiff verlassen sollen und die Konfrontation mit der Öffentlichkeit bevorsteht, dreht sich das Verhältnis um – Triumph der *ere* (*triuwe*) über die *minne/liebe* (*herze*):

Swie sanfte uns mit der liebe si,
 so müeze wir doch ie da bi
 gedenken der eren.
 swer sich an niht wil keren
 wan an des libes gelust,
 daz ist der eren verlust.
 swie wol Tristande tate
 daz leben, daz er hæte,
 sin ere zoch in doch dervan.
 sin triuwe lac im allez an,
 daz er ir wol gedæhte
 und Marke sin wip bræhte.
 die beide, triuwe und ere,
 die twungen im sere
 sin herze und sine sinne;

die da vor an der minne
 waren worden sigelos,
 do er die minne vür si kos:
 die selben sigelosen zwo
 die gesigeten an der minne do (vv. 12507–12526).

Ob der *minne* oder der *ere* der Vorrang gegeben wird – was in der hochhöfischen Minnediskussion als konstitutive Korrelation aufgefasst wird, tritt hier als Relation der Konkurrenz entgegen. *minne* und *ere* beflügeln sich nicht gegenseitig, sondern stehen in Opposition. *minne* ist dabei eingengt auf *des libes gelust*, *ere* erweitert zur Doppelformel *ere* und *triuwe*.¹⁹ Eine ausdrückliche Wertung ist mit der Opposition nicht verbunden. Dennoch mag der sentenzartige Eingang des Positionswechsels (vv. 12507–12509), unterstützt durch die Anspielung auf das „Erec“-Thema, eine Notwendigkeit der Positionsänderung suggerieren und damit den *ere*-Aspekt unterstreichen. Entscheidend ist, dass das Recht zur jeweiligen Position offenbar vom momentan dominierenden sozialen Bezugsraum abhängig ist. Bot das Schiff als Raum heimlicher Intimität bzw. das Meer als Sphäre des „Übergang[s]“²⁰, der „Unberechenbarkeit, Gesetzlosigkeit, Ordnungswidrigkeit“²¹ der *minne* den Vorrang, so rückt mit der Ankunft in Cornwall als öffentlichem Raum festgefügtter Absprachen, Verpflichtungen, Normen und Normalitäten der Aspekt der *ere* in den Vordergrund. Die Opposition von *minne* und *ere* öffnet sich damit auf die Opposition von nicht-öffentlichem und öffentlichem Bereich.²²

An die Spannung von *minne* und *ere* in der Form der Dichotomie von öffentlichem und nicht-öffentlichem Bereich knüpfen dann in eigentümlicher Weise Isoldes Bemühungen am Hof Markes an, ein Leben in *minne* einerseits, ein Leben ausgezeichnet mit höchstem Ansehen andererseits zu führen. Beides gelingt in doppelbödiger Gleichzeitigkeit:

Isot diu was do starke
 von ir herren Marke

¹⁹ Dem Aspekt der *ere* ist konsequent der Aspekt der *triuwe* zugeordnet, da Tristans öffentliches Ansehen wesentlich darauf basiert, dass er seiner politisch-gesellschaftlichen Treueverpflichtung gegenüber König Marke nachkommt. – Vgl. auch Maurer [Anm. 17], S. 249–252.

²⁰ Ingrid Hahn: Raum und Landschaft in Gottfrieds „Tristan“. Ein Beitrag zur Werkdeutung, München 1963, S. 89.

²¹ Hans Blumenberg: Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt am Main 1979, S. 10. Vgl. auch Wenzel [Anm. 2], S. 242–245.

²² Ausführlich erörtert die Problematik Horst Wenzel: Öffentlichkeit und Heimlichkeit in Gottfrieds „Tristan“, in: ZfdPh 107, 1988, S. 335–361; vgl. auch ders. [Anm. 2], S. 234–237; Klaus Morsch: *schoene daz ist hoene*. Studien zum „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg, Erlangen 1984, S. 22–51.

geminnet unde geberet,
 gepriset unde geret
 von liute und von lande.
 wan man so maneger hande
 vuoge unde selde an ir gesach,
 ir lop unde ir ere sprach,
 swaz lop gesprechen kunde.
 under dirre stunde
 hæte si und ir amis
 ir kurzewile manege wis,
 ir wunne spate unde vruo,
 wan nieman wande niht dar zuo (vv. 12675–12688).

Das Gelingen beruht darauf, dass die ursprünglich konstitutive Korrelation von *minne* und *ere* durch die Zuordnung zu den polaren Bereichen des nicht-öffentlichen und des öffentlichen Raums in einen bezugsunabhängigen Parallelismus aufgelöst wird. Eben deshalb stellt weder Marke als Repräsentant des öffentlichen Raums das eigentliche Handicap noch ein innerer psychischer Konflikt der Liebenden, sondern allein Brangäne als gefährdendes Bindeglied zwischen öffentlichem und nicht-öffentlichem Bereich:

sit nieman ir hælinc
 unde ir trügeliste
 niwan Brangæne wiste,
 enwære si danne eine,
 so dörftes iemer cleine
 gesorgen umbe ir ere (vv. 12696–12701).

Brangäne kann durch ihr Wissen die *minne* zwischen Tristan und Isolde zur Sprache und d.h. ans Licht der Öffentlichkeit bringen. Daher ist es konsequent, dass Gottfried – anders als Eilhart oder die Saga – die Zunge²³ (*lingua*) als Sicherheitszeichen, das Isolde fordert, einführt: Es kommt Isolde nicht auf Brangänes Tod an, sondern auf die Gewissheit, dass Brangäne den nicht-öffentlichen Bereich nicht zur Sprache bringt.²⁴

²³ Wie *lingua* ist mhd. *zunge* Homonym für ‚Zunge‘ und ‚Sprache‘; *elinguare*, die Zunge herausschneiden‘ bedeutet auch ‚der Sprache berauben‘. Hierzu Horst Wenzel: Die Zunge der Brangäne oder die Sprache des Hofes, in: Sammlung – Deutung – Wertung. Ergebnisse, Probleme, Tendenzen und Perspektiven philologischer Arbeit. Mélanges de littérature médiévale et de linguistique allemande offerts à Wolfgang Spiewok à l’occasion de son soixantième anniversaire par ses collègues et amis, hg. v. Danielle Buschinger, Stuttgart 1989, S. 357–367; ders.: Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995, S. 388–394.

²⁴ Als Isolde diese Gewissheit auf andere Weise gewonnen hat, ist sie durchaus froh, Brangäne noch am Leben zu wissen.

Die Polarisierung von öffentlichem und nicht-öffentlichem Bereich ist somit gleichsam der Hebel, um *minne* und *ere* auseinander zu dividieren, d.h. ihre im zeitgenössischen höfisch-literarischen Diskurs propagierte Korrelation aus den Angeln zu heben. Jeweils getrennten Räumen zugeordnet, ist es Isolde durchaus möglich, sowohl der *ere* als auch der *minne* mit unterschiedlichen Verhaltens- und Sprachcodices Genüge zu tun.²⁵ Der Gewinn in praxi bedeutet jedoch zugleich ein doppeltes Handicap in der Wertung, das den Versuch, die ebenso produktive wie einschränkende Spannung zwischen *minne* und *ere* aufzuheben, letztlich als Illusion erweist. Denn wenn die radikale Dissoziation von öffentlichem und nicht-öffentlichem Raum, Verhaltens- und Sprachcode in gegeneinander indifferente Bezugfelder es erlaubt, dass *minne* nicht mehr prinzipiell dem Anspruch der *ere* untersteht, bleibt sie doch via negationis auf ihn bezogen, d.h. sie droht in das Konnotationsfeld des *erlosen* zu geraten, *ere* als Anspruch des Hofes dagegen wahre *minne* nicht notwendig vorauszusetzen – eine Konsequenz, die in ihrer Kompromisslosigkeit die Perversion der sozialen Errungenschaften des bisherigen literarischen Minnediskurses erst eigentlich deutlich macht.

Die im Prolog geforderte, die hochhöfische Minnediskussion bestimmende Verbindung von *minne* und *ere* wird somit von Gottfried im ersten Teil der Handlung über verschiedene Etappen destruiert: Die Vorgeschichte der Eltern zeigt *minne* und *ere* bereits in einem allenfalls labilen Bezug – die Eltern müssen um der *minne* willen nachts aus Cornwall fliehen. Der labile Bezug avanciert in der Liebeshandlung Tristans und Isolde zur Opposition und schließlich zum bezugsunabhängigen Parallelismus, geknüpft an die Dichotomie von öffentlichem und nicht-öffentlichem Bereich. Die Trennung aber von nicht-öffentlichem und öffentlichem Bereich trifft den Nerv hochhöfischen Selbstverständnisses, denn sie untergräbt das ihm korrelierte Repräsentationsmodell, d.h. die Adaequatio von äußerer und innerer Vorzüglichkeit. Genau damit aber deckt sie nicht nur das asoziale Potential der *minne* auf, sondern setzt es in seiner ganzen Radikalität frei. Während die Ehebruchsminne somit bei Eilhart noch Versatzstück einer Betrugsburleske sein konnte, in der durch das schwankhafte Erzählen – ähnlich wie in der Kleinepik des 13. Jahrhunderts – der zweifellos explosive Gehalt dieser *minne* entschärft zu werden vermochte²⁶, erscheint bei Gottfried der aso-

²⁵ Wenn Wenzel [Anm. 22], S. 342 f., zu Recht bemerkt: „Heimlichkeit und Öffentlichkeit sind also nicht nur Gegensätze, sondern bedingen sich auch wechselseitig in ihrer Funktion“, so stellt Isolde Verhalten den Versuch dar, diese latente wechselseitige Affirmation zu negieren.

²⁶ Zur Korrelation von Ehebruchsmotiv und Schwankenelementen vgl. Joachim Bumke: Liebe und Ehebruch in der höfischen Gesellschaft, in: Liebe als Literatur. Aufsätze zur erotischen Dichtung in Deutschland, hg. v. Rüdiger Krohn, München 1983, S. 25–46, hier S. 26–28; ders.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, 2 Bde., hier Bd. 2, München 1986, S. 556 f.; anders im Urteil über Eilhart: Keck [Anm. 9], S. 72–128.

ziale Gehalt der inkommensurablen Tristanminne durch die stringente Dissoziation von *minne* und *ere* programmatisch akzentuiert.

III

Doch von jenem desolaten Punkt radikaler Dissoziation aus, dessen narrative Übersetzung der Versuch der Vernichtung von Brangānes Sprachvermögen ist, versucht Gottfried umso mehr die Dignität der Tristanminne, die er im Prolog bereits ausdrücklich verteidigt hatte, zu beweisen. So zielt das Spiel von List und Gegenlist, über das sich die Handlung im zweiten Teil entfaltet, bei Gottfried offensichtlich darauf, die Dissoziation von *minne* und *ere* mitsamt dem ihm inhärenten Wertungshandicap rückgängig zu machen, nicht jedoch, um zum Status quo des zeitgenössischen literarischen Minnediskurses zurückzukehren, sondern um – jenen durch die Destruktion erreichten Nullpunkt nutzend – in der nun einsetzenden Konstruktionsbewegung einen völlig neuen Denk- wie Wertungshorizont zu eröffnen.

Den Anlass, die scheinbar spannungsfreie Dissoziation eines Lebens, das der *minne* gewidmet ist, und eines Lebens, das der *ere* genügt, aufzustöbern, gibt Marjodo. Eifersüchtig auf Tristan versucht er Marke einzureden, dass *ein mære / da ze hove entsprungen wære*, welches *liute unde lande / harte sere missezæme* (vv. 13639–13643). Marjodo offeriert Marke das *mære*, um Gefahr von dessen *e* und *ere* abzuwenden (vv. 13647 f.). Die Abwendung der Gefahr besteht darin, die *waren geschicht* (v. 13650), d.h. den Betrug Tristans und Isoldes gegenüber Marke, offen zu legen. Die Ausgangskonstellation ist deutlich, die Handlungslogik überzeugend: Das *mære* zielt auf Rettung der *ere* Markes, die Aufdeckung der *waren geschicht* erfordert die Aufdeckung des Betrugs Tristans und Isoldes. Die chiasmatische Zuordnung der Lexik: *mære* (Gerücht) ⇒ *ere*, *waren geschicht* ⇒ Betrug offenbart jedoch eine eigentümliche Ambivalenz der Wertigkeiten. Auf derartige Ambivalenzen hin sind, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, die Kategorien ‚*ere*‘ – ‚Betrug‘ bei Gottfried angelegt, d.h. durch eine Umcodierung der gewohnten Semantik wird die starre Opposition *ere* – Betrug aufgelöst und in ein offenes System von changierenden Bezügen und Interferenzen übersetzt, bis schließlich die tradierten Wertungen in einem neuen Relationsdiskurs in das narrative Geschehen einrasten.

Zunächst zur Wertungskategorie ‚Betrug‘: Betrug ist den Liebenden Tristan und Isolde aufgrund der Dreiecksbeziehung handlungslogisch zwingend zugeordnet. Gottfried thematisiert betrügerisches Verhalten jedoch – gegen die Handlungslogik – in erster Linie in Bezug auf Marjodo, Melot und Marke²⁷:

²⁷ Vgl. zur „durch und durch negative[n] Repräsentation des Hofes“ durch diese Trias Herbert Kolb: Der Hof und die Höfischen. Bemerkungen zu Gottfried von Straßburg, in: *ZfdA* 106, 1977, S. 236–252, hier S. 238 f.

Marjodos Antriebskräfte seien, wie wiederholt expliziert wird, bestimmt durch Missgunst, Neid und Eifersucht (vv. 13637, 13609). Melot richte all seine *lüge* und *lage* darauf, Fallen zu stellen (vv. 14261 f.). Als *vertane getwerc*, als *valandes antwerc* (vv. 14511 f.) wird er aufgrund seiner Spionagedienste bezeichnet. Er sei angefüllt mit *velschlicher clage* und *vil arger akust* (vv. 14524 f.). Wie *slange* und *hunt* stellten Marjodo und Melot ihre Fallen, kommentiert der Erzähler (v. 15103). Marke schließlich, eigentlich Opfer des Ehebetrugs, rückt weit eher als Täter ins narrative Rampenlicht, da Gottfried seine initiierende Funktion im Intrigenspiel von List und Gegenlist akzentuiert. So nutzt Marke ausgerechnet die intime Bettsituation mit Isolde, um seine Gattin – in dreifacher Wiederholung (vv. 13676–13682; 13853–13865; 14027–14031) – durch Listen zu überführen.²⁸

*eines nachtes, do er bi ir lac
und si zwei triben under in
ir wehselrede her unde hin,
er rihtete unde leite
mit einer kündekeite
einen stric der küniginne
und vienc si ouch dar inne* (vv. 13676–13682).

Die negativ konnotierte Metaphorik des ‚Strick Legens‘ kehrt in den parallelen Szenen wieder. In der zweiten *tihtet* Marke damit *uf* Isoldes *schaden*, in der dritten heißt es ausdrücklich: *unde betrouc si aber dar in*. Isolde erhält stattdessen, indem ihr der reagierende Part zugeschrieben wird, die Position des ‚Opfers‘, das sich zu einem doppelten Sprachspiel gezwungen sieht. Die Verkehrung der ursprünglichen Zuordnung des Betrugsvorwurfs wird schließlich in den Beschuldigungen des Königs durch seinen eigenen *rat* auf die Spitze getrieben:

*ir hazzet ere unde wip
und almeist inwer selbes lip.
wie muget ir iemer werden vro,
die wile ir inwer vröude also
an inwerm wibe swachet
und si ze spelle machet
über hof und über lant* (vv. 18385–18391).²⁹

²⁸ Die entsprechenden Bettszenen finden sich nicht bei Eilhart, zwei davon wohl aber in der Saga. Die Beurteilung Markes fällt dort jedoch weitaus positiver aus.

²⁹ Vgl. auch vv. 18395 ff. – Morsch [Anm. 22], S. 30 f.

Umgekehrt wird der Betrug der Liebenden vom Erzähler auffallend wenig als solcher beim Namen genannt.³⁰ Stattdessen rückt ein entlastender Aspekt in den thematischen Vordergrund nicht ohne argumentatives Raffinement: Wiederholt führt Gottfried an, dass die Liebenden zwar ihre Liebe vor dem Hof und vor Marke verbergen wollen, dies ihnen jedoch nicht gelinge, da ihnen die Liebe ins Gesicht geschrieben stehe. So sieht Marke *dicke tougen / die warheit in ir ougen / und anders aber an nihte / niwan an ir gesichte* (vv. 16503–16506).³¹ D.h. Tristan und Isolde ist ihre Liebe anzusehen. Diese Sichtbarkeit ihrer *minne*, ihr durchaus unfreiwilliger Öffentlichkeitscharakter, der auf Handlungsebene fatale Folgen zeitigt, nutzt nun der Erzähler in überraschender Wendung als ausschlaggebendes Argumentationskriterium, um von ihm her den gegenüber Tristan und Isolde erhobenen Vorwurf betrügerischen Verhaltens zu entkräften. So antwortet er auf die explizit gestellte Frage, wer Schuld an Markes Dilemma sei, dezidiert:

*wan zware er missetæte,
der ez Isote seite
ze keiner trügeheite:
weder sin trouc in noch Tristan;
er sach ez doch mit ougen an
und wistes ungesehen genuoc,
daz ime dekeine liebe truoc* (vv. 17756–17762).

Wenig später bekräftigt der Erzähler noch einmal: *swa man die schulde gesiht, / dan ist man von dem wibe niht / weder überkerget noch betrogen* (vv. 17789–17791). Wenn Marke dennoch die *warheit* von Isoldes Liebe zu Tristan nicht anerkennen, d.h. ihr kein ‚Ansehen‘ schenken will, so unterliegt er – in der Missachtung dessen, was doch offensichtlich ist – der eigenen *blintheit* (vv. 17767–17816), dem Selbstbetrug.

Damit sind die ursprünglichen Positionen um 180° vertauscht: Marke, der seine Frau hasst, der ihr Ansehen vernichtet, der seine Frau zur *betrogen Isot* (v. 13723) macht, Marke, der sich selbst Schaden zufügt, der sich selbst seine Freude an seiner Gattin nimmt, sich selbst betrügt. Wegerzählt wird damit nicht die Schuld des Paares³², wohl aber relativiert der Erzähler die moralischen Konno-

³⁰ Vgl. etwa v. 12697 oder vv. 15539–15441 – beide Male im Rahmen von Überlegungen und Intentionen Isoldes, sodass ihre Sorge, nicht aber ein Vorwurf im Vordergrund steht. Bei zwei weiteren Stellen wird als *trügeheit* nicht die Liebe zwischen Tristan und Isolde als solche, sondern eine konkrete Einzeltat bezeichnet: vv. 12447–12452 geht es um das Täuschungsmanöver mit Brangäne in der Brautnacht, v. 15747 um Isoldes gefälschten Schwur vor dem öffentlichen Gericht.

³¹ Vgl. etwa auch vv. 17747–17752.

³² Die Schuld bleibt auf jeden Fall bestehen, indem im Sinn von mhd. *schulde* = ‚Veranlassung, Grund, Ursache‘ Tristan und Isolde den Konflikt auslösen.

tationen der Schuld, indem er den Blick vom Ehebetrug Tristans und Isoldes auf den Selbstbetrug Markes verschiebt.³³ Diese Verschiebung des Gesichtspunktes führt zu einem perspektivischen Umsprung, der eine Überlagerung von Wertungen erlaubt. Narrative Weichenstellung hierfür ist, dass Gottfried auf paradigmatischer Ebene auf dem traditionellen Kriterium der Öffentlichkeit und Sichtbarkeit des Handelns als positivem sozialen Maßstab insistiert³⁴ und zugleich auf syntagmatischer Ebene Tristans und Isoldes Handeln zunehmend nicht von der Intention (dem Sich-Verstellen-Wollen), sondern vom faktischen Ergebnis (dem Sich-nicht-Verstellen-Können) her zur Debatte stellt.³⁵

IV

Hand in Hand mit jener perspektivischen Konterkarierung der Wertung ‚Betrug‘ verläuft die thematische Explikation der Kategorie *ere*, die Gottfried von einer veränderten Liebesgrammatik her neu zu codieren sucht. Anstoß für die semantische Transformationsbewegung ist die Diskussion von Markes Liebesqualität als Analyse seines Selbstbetrugs. Denn defizient erscheint diese nicht so sehr durch Markes anhaltenden *zweifel*, seinen *arcwan*, seine Unsicherheit oder seinen Zorn, sondern primär dadurch, dass König Marke trotz alledem und gegen besseres Wissen an seiner Liebe Isolde gegenüber festhält, ein Beharren, das der Erzähler als Resultat eines blinden Begehrens konturiert und zugleich in den Kontext der tradierten funktionalen Minneethik einordnet. Das Paradigma für diesen Zusammenhang stellt die Szene, in der Marke die Liebenden in der Minnegrotte entdeckt. Als er Isolde schlafend sieht, kam, so heißt es, *Minne diu süenerinne* (v. 17536) herangeschlichen, aufgemacht und herausgeputzt: *si truoc*

³³ Beachtung finden sollte hierbei auch, dass die Ehe zwischen Marke und Isolde nach weltlichem Recht zustande kommt, jedoch keine kirchliche Einsegnung erfolgt. Der spätere Ehebruch bedeutet insofern zumindest nicht die Verletzung eines Sakraments. Entlastend argumentiert auch Xenja von Ertzdorff: Ehe und höfische Liebe im „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg, in: Love and Marriage in the Twelfth Century, hg. v. Willy van Hoecke u. a., Leuven 1981, S. 197–218, insbes. S. 202 und S. 210 f. Vgl. auch Bumke 1983 [Anm. 26], S. 26 f.; Schnell [Anm. 9], S. 15 f., 245. – Auffallend ist weiter, dass, wie Peter Strohschneider: Gotfrit-Fortsetzungen: Tristans Ende im 13. Jahrhundert, in: DVJs 65, 1991, S. 70–98, detailliert gezeigt hat, die ‚Korrektur und Kritik‘ der „Tristan“-Fortsetzer an ihrem Ausgangstext zu einem wesentlichen Teil über die programmatische Akzentuierung der Illegitimitätsthematik entfaltet wird, die den Fortsetzern offenbar nicht stark genug ausgeprägt war.

³⁴ Wenzel [Anm. 22], insbes. S. 339–345.

³⁵ Damit einher geht die ‚Destruktion des Heros‘, bei der „Zug um Zug die Schauseite der feudal-höfischen Welt zerstört“ wird – bei Eilhart ähnlich wie bei Gottfried: Jan-Dirk Müller: Tristans Rückkehr. Zu den Fortsetzern Gottfrieds von Straßburg, in: Fs. Walter Haug und Burghart Wachinger, hg. v. Johannes Janota u. a., Bd. 2, Tübingen 1992, S. 529–548, hier S. 533.

uf daz wize / geverwet under ougen / daz guldine lougen (vv. 17540–17542). Die Übergoldung der Liebe ist, da sie *guldin unschulde* (v. 17552) fälschlich suggeriert, eine täuschende *gespenstikeite* (v. 17554).³⁶ Die blendend-gefährliche Täuschung wird vor allem durch die Schönheit Isolde hervorgerufen, die bei Marke die Minne neu erweckt, ein scheinbar zwingender körperlicher Attraktionsmechanismus. Als Gesetz des allgemeinen Konsens ist dieser Attraktionsmechanismus nicht an die eine Isolde, nicht an den einen Marke gebunden, wird deshalb in den übergreifenden Abstrakta von *man* und *wip* abgehandelt:

*Minne envlammete den man
mit der schene ir libes;
din schene des wibes
din spuon im sine sinne
zir libe und zir minne* (vv. 17594–17598).

„schene daz ist hœne“ (v. 17803) setzt der Erzähler wenig später schroff dagegen.³⁷ Dies ist nicht als prinzipielle Abwertung der Schönheit gemeint, wohl aber – bezogen auf die konkrete Konstellation Marke / Isolde – als Hinweis auf die Unzulänglichkeit einer Liebesgrammatik, die aus der Schönheit der Frau ihre selbstverständliche Zuordnung zum sozial hervorragenden Werber³⁸ ableitet gemäß der funktionalen Tauschrelation *ere* gegen *lip*³⁹, unerachtet der Möglichkeit emotionaler Differenzen bzw. personaler Ansprüche.

³⁶ Vgl. Rainer Gruenter: Das *guldine lougen*. Zu Gotfrids „Tristan“ vv. 17536–17556, in: Ders.: „Tristan“-Studien, hg. v. Wolfgang Adam, Heidelberg 1993, S. 47–63.

³⁷ Vgl. Morsch [Anm. 22], S. 212 f.

³⁸ Tristan verspricht Isolde auf dem Schiff in Marke einen Ehegatten, dessen soziale Stellung als *künec* nichts zu wünschen übrig lässt, der *guot unde tugent und ere [...] iemer mere* vereinigt (vv. 11640–11644), somit durchaus „nach dem Struktursinn des Brautwerbungschemas ‚der Richtige‘ für ‚die Schönste‘“ ist: Keck [Anm. 9], S. 42.

³⁹ Diese funktionale Tauschrelation bestimmt über weite Strecken den zeitgenössischen feudalen Minnediskurs: vgl. Bumke 1983 [Anm. 26], S. 39 f.; Bumke 1986 [Anm. 26], S. 534–540; Ursula Peters: Höfische Liebe. Ein Forschungsproblem der Mentalitätsgeschichte, in: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. St. Andrews-Colloquium 1985, hg. v. Jeffrey Ashcroft u. a., Tübingen 1987, S. 1–13, insbes. S. 5–10; Peter Dinzelsbacher: Liebe im Frühmittelalter. Zur Kritik der Kontinuitätstheorie, in: Konzepte der Liebe im Mittelalter, hg. v. Wolfgang Haubrichs, zugleich LiLi 74, 1990, S. 12–38; Haug 2000 [Anm. 13], S. 16 f. – Sie bildet jedoch auch die Grundlage für die Beziehungsmuster in Brautwerbungserzählungen, Heldenlied oder arthurischem Roman, wenn auch die Funktionalität dieser Tauschrelation im literarischen Minnediskurs zunehmend offengelegt, in Frage gestellt und durch die „Prinzipien der Freiwilligkeit, Freiheit, Gegenseitigkeit, der Rücksichtnahme und Ausschließlichkeit“ revidiert wird: Rüdiger Schnell: Literatur als Korrektiv sozialer Realität. Zur Eheschließung in mittelalterlichen Dichtungen, in: Non nova, sed nove. Mélanges de civilisation médiévale dédiés à Willem Noomen, édités par Martin Grosman et Jaap van Os, Groningen 1984, S. 225–238, hier S. 236. Vgl. (Fortsetzung der Fußnote auf S. 379)

Die Gesetzmäßigkeit dieser funktionalen Liebesgrammatik prangert Gottfried nun aber entschieden an: Er definiert die blinde Nichtachtung der emotionalen Differenz als körperliche Objektbesetzung im Zuge von *geluste* und *gelange* (vgl. etwa vv. 17797–17800), entlarvt Marke *minne* somit als „Phantasmagorie seiner Lust“.⁴⁰ Er stellt die Orientierung an *geluste* und *gelange* infolge der *herzelose[n] blintheit* (v. 17739) dezidiert als Kennzeichen einer Liebesgrammatik dar, die *al der werlde* gemäß ist (vv. 17770–17796).⁴¹ Und er spricht dieser ‚blinden‘ Liebes- und Ehepraxis der Vielen, die sich im Tausch von sozialem Status gegen entsprechende körperliche Attraktion erfüllt, dezidiert die *ere* ab. Dabei gerät auch der Indikator der höfischen Korrelation von *minne* und *ere*, die *vröude*, ins Zwielicht⁴²:

*Marke der was aber do vro.
ze vröuden hæter aber do
an sinem wibe Isolde,
swaz so sin herze wolde,
niht zeren, wan ze libe:
ern hæte an sinem wibe
noch minne noch meine
noch al der eren keine,
die got ie geworden liez,
wan daz in sinem namen hiez
ein vrouwe unde ein künigin
da, da er künec solte sin.
diz nam er allez vür guot
und truog ir allez holden muot,*

Walter Haug: Eros und Tod. Erotische Grenzerfahrung im mittelalterlichen Roman, in: Ders.: Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters, Tübingen 1995, S. 197–213, insbes. S. 200–213; Walter Haug: Die Entdeckung der personalen Liebe und der Beginn der fiktionalen Literatur, in: Ders.: Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters, Tübingen 1995, S. 233–248, insbes. S. 240–248; ders. 2000 [Anm. 13], S. 21–23. – Personale Übereinstimmung als dominantes Kriterium einer Ehepraxis hatte bereits Isolde Mutter in der Truchsessepisode eingefordert: vv. 9920–9942.

⁴⁰ Gruenter [Anm. 36], S. 60 f. – Vgl. Peter Hurst: Zur Interdependenz von Gottfrieds *blintheit*- und *huote-/maze*-Exkursen. „Tristan“, vv. 17723–18114, in: ZfdPh 105, 1986, S. 321–332.

⁴¹ In die Reihe der Vielen ordnet sich deshalb König Marke ebenso ein wie der Truchsess am irischen Hof (vgl. etwa vv. 9931–9933; 9939–9942). Beide sind, was die Wertung Marke besiegelt, als exempla jener communis opinio gleichrangig.

⁴² Ebenso wie später Tristans *vröude*-Erwartung in der Isolde-Weißhand-Episode nur ein Surrogat dessen vorstellt, was Gottfried als eigentliche *vröude*, als *dilatatio cordis* entwirft (vgl. vv. 12209–12221); dazu Alois Wolf: Die ‚Große Freude‘: Vergleichende Betrachtungen zur Eros-*exsultatio* in Minnekanzonen, im „Erec“ und „Tristan“, in: Ders.: Erzählkunst des Mittelalters, hg. v. Martina Backes, Francis G. Gentry und Eckart Conrad Lutz, Tübingen 1999, S. 365–397, hier S. 395 f.

als er ir vil liep wære.
diz was diu alwære,
diu herzelose blintheit (vv. 17723–17739).

Die Pointe: Eben weil Marke missachtet, dass Isolde ihn nicht liebt, führt er ein *erlose[z] leben* (v. 17754). *ere* lässt sich bei dieser Wertung offensichtlich nicht mehr decodieren als soziale Deixis, d.h. als Gabe der Königinnenwürde in Markes Namen, die mit der Gegengabe der *minne* automatisch rechnen kann. Die Semantik von *ere* ist vielmehr kontextuell verschoben, indem sie nun umgekehrt abhängig gemacht wird vom Anspruch erfüllter gegenseitiger Liebe, ein Anspruch, der sich erst und gerade im Kontrast zu Markes Liebesgrammatik, die auf dem sozialen Tauschgeschäft *ere* gegen *lip* basiert, als eigenständiger Wert er- und beweisen kann.

Den Beweis, diesen Anspruch zu erfüllen, erbringen Tristan und Isolde denn auch in geradezu systematischer Opposition zu den Defizienzen Markes: So tritt zur *stæte* lediglich körperlichen Begehrens aufseiten Tristans und Isoldes bekanntlich die *triuwe* als personales Vertrauen ergänzend hinzu (vgl. etwa vv. 12370–12373 oder vv. 13026–13073).⁴³ Statt der Zerrissenheit im jeweils von außen geschürten *zwivel* steht die Erfahrung der Gemeinsamkeit und Einheit (vv. 14328–14338, 17720 f., 18503–18509).⁴⁴ Und statt der Blindheit einseitigen Begehrens bei Marke, dem die eine Frau wie die andere erscheint (*in duhte wip alse wip: [...] ime was ein als ander*; vv. 12666–12669), steht das Erkennen des Gemeinsamen⁴⁵ bei Tristan und Isolde, das *sin*, *herze* und *willen* betreffend keine *vremede* unter ihnen zulässt (vv. 12029–12037) und das Erkennen des Einen als des bestimmten Einen einschließt. So bürgt die ostentative Anführung der Namen Tristan und Isolde für die Unterschiedenheit des/der Geliebten von den Vielen, für seine/ihre Einzigartigkeit (vgl. das Initialienkryptogramm, insbes. auch vv. 18352–18358).⁴⁶ Wenn somit das ausschlaggebende Kriterium für die rechtmäßige Anwendung des Begriffs *ere* gemäß der verschobenen Semantik die Erfüllung der neuen Liebesgrammatik auf der Basis emotional-personaler

⁴³ Der ehemals rechtliche Begriff der *triuwe* erfährt somit auch eine Art Umcodierung: In den Vordergrund rückt nun der ‚private‘ Aspekt, d.h. *triuwe* meint – bezogen auf die *minne* zwischen Tristan und Isolde – nunmehr nichts anderes, „als was wir heute ‚Vertrauen‘ nennen“ (Karl Bertau: Über Literaturgeschichte. Höfische Epik um 1200, München 1983, S. 117–174, hier S. 149). Vgl. auch Tomasek [Anm. 11], S. 112 f.

⁴⁴ Vgl. Schnell [Anm. 9], S. 213–216.

⁴⁵ Vgl. Nicola Zotz: Programmatische Vieldeutigkeit und verschlüsselte Eindeutigkeit. Das Liebesbekenntnis bei Thomas und Gottfried von Straßburg (mit einer neuen Übersetzung des Carlisle-Fragments), in: GRM NF 50, 2000, S. 1–19, hier S. 16 f.

⁴⁶ Die Hingabe an die Vielen im Zuge von *geluste und gelange* wird denn auch signifikanterweise als *daz namelose leben* (v. 18035) bezeichnet. – Konträr dazu versteht Keck [Anm. 9], S. 209, Gottfrieds Wertung.

Übereinstimmung der Liebenden ist⁴⁷, so steht in der Konsequenz nicht Marke, sondern Tristan und Isolde die Auszeichnung durch jenen Begriff zu.⁴⁸

V

Das Verfahren semantischer Verschiebungen mit dem Ziel eines verblüffenden Perspektivwechsels bei der Wertung dessen, was mit *ere* bedacht werden sollte, demonstriert schließlich noch einmal in komprimierter Form der *huote*-Exkurs.⁴⁹ Resümiert wird, so scheint es, zunächst der bisherige Handlungs- und Argumentationsgang⁵⁰: Isoldes und Tristans – zunächst negativ konnotiertem – *gespenstige[n] gelange[n]* (v. 17838) tritt die *huote* Markes entgegen. Gleich darauf verschiebt sich jedoch das negative Konnotationsfeld auf die Oppositionsseite: Die *huote* wird nun, Rekurs auf Melot, als *daz vertane antwerc, / diu vindin der minne* (vv. 17848 f.) bezeichnet. Thematisiert wird nicht, dass der beidseitige *gelange* von Tristan und Isolde, sondern dass der *zorn*, der zur *huote* veranlasst und hinter dem der einseitige *gelange* Markes steht, Unrecht bedeutet, entehrt und verdirbt (vv. 17862–17866). Fluchtpunkt dieser Wertungsverschiebung ist wiederum der Anspruch auf gegenseitige Liebe, ein Anspruch, dessen Erfüllung sich nicht erzwingen lässt, der Versuch des Erzwingens vielmehr bereits beweist, dass das Minnmodell des Tauschs von sozialem Ansehen gegen körperliche Attraktion jenseits emotional-personaler Übereinstimmung defizient geworden ist, ja *man leschet minne wol dermite* (vv. 17917–17921).

Es ist die Leistung des *huote*-Exkurses, diese der Narratio inhärente Argumentation noch einmal ab Vers 17931 unter anthropologischer bzw. theologischer Perspektive aufzurollen und von theoretisch-systematischem Standpunkt aus zu stärken: *daz erste verbot* (v. 17935), so heißt es zur eigentlichen Problematik überleitend, übertrat Eva. Schuld daran war das Verbot an sich (vv. 17947–17949) sowie Evas *art*, ihre *nature* (vv. 17967 f.). Alle Frauen, die wie Eva han-

⁴⁷ Zu den Kriterien der neuen Liebesgrammatik: Schnell [Anm. 9], S. 30, Anm. 70 und S. 202–220.

⁴⁸ Aufgrund der verschobenen Semantik würde auch der Möglichkeit zur *samblanze, ere ane ere* zu gewinnen (vgl. vv. 16310–16332), der Boden entzogen.

⁴⁹ Forschungsüberblick mit wichtigster Literatur: Huber [Anm. 2], S. 117–119; vgl. zuletzt zum *huote*-Exkurs die Beiträge im Sammelband: Der „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg. Symposium Santiago de Compostela, 5.–8. April 2000, hg. v. Christoph Huber und Victor Millet, Tübingen 2002, von Henrike Lähnemann: Tristan und der Sündenfall. Ein Theologumenon auf höfischen Abwegen, S. 221–242, hier S. 228–230; Burghart Wachinger: Geistliche Motive und geistliche Denkformen in Gottfrieds „Tristan“, S. 243–255, hier S. 252–254; Walter Haug: Erzählung und Reflexion in Gottfrieds „Tristan“, S. 281–294, hier S. 290–292.

⁵⁰ Forschungsreferate zum Verhältnis Handlung – Exkurs bei Schnell [Anm. 9], S. 13–17; Huber [Anm. 2], S. 118 f. Zuletzt kritisch Haug [Anm. 49].

deln, beweisen damit zum einen die Unsinnigkeit von Verboten, zum anderen ihre Eva-Natur (vv. 17961f.), demgemäß dem Verlangen des *libes* nachgegeben wird. Der typologische Hinweis auf Eva be- und entlastet: Er belastet im indirekten Verweis auf den Sündenfall; er entlastet durch die Rückführung der Verantwortlichkeit auf *art* und *natiure*. Da die Eva-Natur der Frau vorgegeben ist, kann nicht diese selbst zur Diskussion stehen, sondern nur die Frage, wie sich die Frau gegenüber der Hypothek ihrer Abstammung verhält.⁵¹ Genau damit ist der thematische Promotor der Narratio, die Frage nach dem Verhältnis von *lip* und *ere*, von körperlichem Begehren (*geluste*) und sozialem Ansehen, auf der Reflexionsebene des Exkurses in systematischer Pointierung eingekreist.⁵² Die drei im Exkurs angeführten Lösungsvarianten greifen denn auch die zuvor narrativ entfalteten Positionen von *minne* und *ere* als Opposition, als Parallelismus und als neue Relation aufgrund semantischer Umcodierungen auf, sie zugleich modifizierend.⁵³

Variante 1: Die Frau bewahrt ihr Ansehen, ihren Ruf und sich selbst *wider ir art* (vv. 17971 f.). *ere* und körperliches Begehren stehen in Opposition. Die *ere* wird bewahrt, indem das körperliche Begehren negiert wird. Da dieses jedoch als konstitutiv für den *art*, die *natiure* der Frau definiert wurde, zugleich in Eva

⁵¹ Diese Hypothek bezeichnet die Grenze der folgenden ungewöhnlichen Aufwertung der Frau: vgl. Huber [Anm. 2], S. 113–116.

⁵² Im Exkurs wird der Begriff *ere* allein 20mal angeführt (vgl. Tomasek [Anm. 11], S. 181, Anm. 214), Indiz dafür, dass es im *huote*-Exkurs nicht primär um die allgemeine „Frage nach dem Wert und der Persönlichkeit der Frau“ (ebd., S. 180) geht, sondern auch hier wiederum um die bereits spezifizierte Frage nach der rechten *minne* unter dem Gesichtspunkt des richtigen Verhältnisses von *geluste/lip* und *ere*. Evamotiv und Sündenfallthema sind von jener Verhältnisbestimmung her gesehen naheliegend, stellen jedoch lediglich eine Konsequenz der Fragestellung unter neuer Perspektive dar, nicht – unter heilsgeschichtlicher Perspektive – ein neues, eigenständiges Thema. Gottfried instrumentalisiert insofern nicht nur das theologische Thema der Heilsgeschichte „für einen Diskurs über die Frauen“ (Schnell [Anm. 9], S. 42), sondern ebenso sehr das anthropologische Thema rechter *wipheit* für sein Leitthema, den Diskurs über *minne*. Die Bezeichnung „Frauenexkurs“, die Rüdiger Schnell: Der Frauenexkurs in Gottfrieds „Tristan“ (v. 17858–18114), in: *ZfdPh* 103, 1984, S. 1–26, hier S. 3, eingeführt hat, ist deshalb meines Erachtens irreführend und sollte die unverfänglich-pragmatische Bezeichnung ‚*huote*-Exkurs‘ nicht ersetzen.

⁵³ Zu den verschiedenen Aufteilungsvarianten der Argumentation vgl. die genaue Auflistung der Forschungspositionen bei Schnell [Anm. 9], S. 40, Anm. 97 und 98. Die von mir angeführten Varianten 1–3 entsprechen nicht der diskutierten Dreiteilung. Mit Variante 1 und 2 lehne ich mich vielmehr an die Zweiteilung an, wie sie sich etwa bei Schnell findet (ebd., S. 39f.), sehe somit keine wirkliche Zäsur zwischen dem ‚reinen‘ und dem ‚seligen‘ *wip*. Da die Argumentation jedoch meines Erachtens nicht auf eine Typisierung der Frau hinausläuft, sondern auf die gelungene Beziehung zwischen Mann und Frau, verstehe ich vv. 18059 ff. entgegen der gängigen Auffassungen nicht als Fortsetzung der vorausgegangenen Variante, sondern als neue Argumentationsstufe des Exkurses und fasse sie als Variante 3.

auch heilsgeschichtliche Berechtigung besitzt, bedeutet diese Lösung eine Lösung wider die Natur, verkehrte Welt (vv. 17979–17985). Das Lob und Ansehen, das der Frau aufgrund dieser Lösung zu zollen wäre, wird zwar einerseits als Forderung gesetzt, andererseits jedoch durch die Bildlogik des Adynatons sowie durch die heilsgeschichtliche Logik unterlaufen (vv. 17970, 17976–17978). Dadurch aber wird die Betonung der Eva-Natur, die zunächst als Schuldbeschreibung aufzufassen war, nun umgekehrt gerade zum Vehikel, eben jenen *art* positiv zu integrieren.

Variante 2: Die Frau versucht, *ere* und *lip*, Ansehen und körperliches Begehren, in eine ausgewogene Balance zu bringen, beidem Raum zu geben:

*si sol den kampf so keren,
daz si den beiden rehte tuo
und sehe ietwederm also zuo,
daz daz ander da bi
von ir iht versumet si.
ezn ist niht ein biderbe wip,
diu ir ere durch ir lip,
ir lip durch ir ere lat,
so guote state so si des hat⁵⁴,
daz si si beidiu behabe (vv. 17992–18001).*

Der Ausgleich geschieht im Zeichen der *maze*. Die *maze* bürgt dafür, dass sich die Frau selbst achtet (vv. 18020, 18022), was wiederum die Achtung der *werlde* einträgt (v. 18024). Was unter Selbstachtung zu verstehen ist, changiert durch die Vernetzung der Argumentationen von Variante 1 und 2, ermöglicht durch die doppelte Semantik von *lip*: Eine Frau, *diu selbe ir lip unmaeret* (v. 18029), d.h. die sich selbst nicht achtet, ist einerseits diejenige Frau, die *ir art*, ihre Abstammung von Eva, durch die Aberkennung ihres körperlichen Begehrens missachtet (Variante 1). Eine Frau, *diu selbe ir lip unmaeret*, ist jedoch zugleich diejenige Frau, die maßlos ihrem Begehren folgt, vielen zur Verfügung steht (vv. 18043 ff.). Dieses maßlose Begehren habe mit wahrer Liebe nichts zu tun, sie sei *ir ahterinne*, [...] *diu bæse getelcæse* (vv. 18038–18040). Auch dieses Verhalten entehrt die *wipheit* (v. 18041). Positive *wipheit* umfasst somit die Anerkennung der Eva-Natur, d.h. die Anerkennung körperlichen Begehrens, zugleich das Regulativ dieses Begehrens. Das Kriterium des Regulativs aber wird wiederum – wie bereits in der ‚Minnebußpredigt‘ – durch eine Kritik an den ‚Vielen‘ gewonnen, jedoch in überraschender Modifikation: So wird der Möglichkeit der Zuwendung der Frau zu den Vielen ihre Zuwendung zu sich selbst entgegengesetzt:

⁵⁴ Der Hinweis auf die günstige Gelegenheit sowie die Dichotomie beider Komponenten erinnert an Isoldes Vorgehen kurz nach ihrer Ankunft in Cornwall.

*,diu manegem minne sinnet,
diust manegem ungeminet.
diu gerne da nach sinne,
dazs al diu werlde minne,
diu minne sich selben vor,
zeige al der werlde ir minnen spor:
sint ez durnehte minnen trite,
elliu diu werlt diu minnet mite (vv. 18043–18050).*

Dabei impliziert der Wechsel von der Subjekt- zur Objektposition der Frau in Vers 18046, dass – wohl wiederum in Anspielung auf die ‚Minnebußpredigt‘ – nicht nur Prostitution, die *bæse getelcæse*, zurückgewiesen wird, sondern auch jene Vielfalt des Liebens, die durch die Funktionalisierung einer Ehe möglich war, in der in Bezug auf die Frau der *lip* den Einsatz stellte für soziale Absicherung, auch und gerade wenn es um den Gewinn verschiedener Ehegatten ging.⁵⁵ In Absetzung von dieser funktionalen, insofern gefühlsmäßig indifferenten und personal wahllosen *minne* wird eine recht verstandene *wipheit*, ein echte *minne* (v. 18049) entworfen, deren Grundlage der Respekt den eigenen Emotionen gegenüber bildet. Dieser Selbstrespekt verdient, so plädiert Gottfried mit Nachdruck, durchaus Anerkennung durch die Welt (vv. 18049–18058).

Variante 3: Angestimmt wird – in weiterer Variation des Kriteriums der Wahl der/s Einen gegenüber der Wahl der Vielen – das Hohelied auf eine Frau, deren Selbstliebe sich offenbar darin erfüllt, dass sie sich nun doch einem Mann zuwendet⁵⁶, allerdings unter bestimmten Konditionen:

⁵⁵ Vgl. etwa im deutschen Rolandslied den Vorschlag Kaiser Karls gegenüber Alda, er würde ihr als Ersatz für den gestorbenen Roland einen Ehegatten verschaffen, der dessen soziale Qualitäten mindestens aufwiege: *,clage du nicht sêre, / ich irgetze dich sîn gerne. / ich gibe dich ze wîbe / dem guoten Ludewîge. / ich mache dich ze künînginne / über al Karlînge‘* (vv. 8701–8706, zit. nach: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, mhd./nhd., hg. v. Dieter Kartschoke, Stuttgart 1996). Prototypisch auch im „Iwein“ Laudines Bereitwilligkeit, denjenigen zum Schutz der Quelle und ihres Landes zu heiraten, der ihren Mann erschlug, da er sich eben dadurch als der bessere Ritter erwiesen hat (insbes. vv. 2062–2072).

⁵⁶ Diese Fortführung des Gedankens der Selbstliebe der Frau ist entscheidend. Aufgrund dieser letzten Argumentationsstufe weist der *huote*-Exkurs letztlich über ein „Programm personaler Identität“ (Christoph Huber: Die Aufnahme und Verarbeitung des Alanus ab Insulis in mittelhochdeutschen Dichtungen. Untersuchungen zu Thomasin von Zerclaere, Gottfried von Straßburg, Frauenlob, Heinrich von Neustadt, Heinrich von St. Gallen, Heinrich von Mügeln und Johannes von Tepl, München, Zürich 1988, S. 131) bzw. über die Forderung der ‚Selbstliebe‘, die Tomasek [Anm. 11], S. 194–199, S. 224–229, mit humanistischen Perfektibilitätsvorstellungen in Zusammenhang bringt, hinaus. Einwände gegen die ‚Verherrlichung‘ der ‚Selbstliebe‘ als Ziel des *huote*-Exkurses zu Recht bei Schnell [Anm. 9], S. 41–48. Aber auch die Figuration einer „neue[n] Gesellschaft“ (ebd., S. 47f.) bildet nicht den Argumentationsgipfel des *huote*-Exkurses, sondern – zwischen den Polen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ vermittelnd – die intersubjektive Kategorie der rechten, den/die Eine(n) gegenüber den Vielen favorisierenden *minne* zwischen Mann und Frau (so schon Ingrid Hahn: *Daz lebende paradys* [„Tristan“ 17858–18114], in: ZfDA 92, 1963, S. 184–195, hier S. 190–192, 195).

*an swen ouch diu genendet,
an den si gar gewendet
ir lip unde ir sinne,
ir meine unde ir minne,
der wart sælic ie geborn,
der ist geborn unde erkorn
ze lebenden sælden alle wis,
der hat daz lebende paradys
in sinem herzen begraben (vv. 18059–18067).*

Das *lebende paradys* eröffnet sich durch die Totalität der Hingabe, der die Singularität des Bezugs korreliert ist. So tauscht die Frau nicht mehr *lip* gegen *ere* ein, sondern gibt beides hin, *ere unde lip* (v. 18100), schenkt vorbehaltlos *lip* und *sinne*, *meine* und *minne* (vv. 18061 f.), d.h. sie schenkt sich mit allen ihren Qualitäten. Eben deshalb ist in diesem konkreten irdischen Paradies die Eva-Natur des ausschließlich körperlichen Begehrens, symbolisiert im ausschließlichen Begehren der Feige (vv. 17941–17960)⁵⁷, überhöht zu einem Begehren, das den gesamten Menschen ergreift: *dan ist niht obezes inne / wan triuwe unde minne, / ere unde werltlicher pris* (vv. 18085–18087), d.h. das sexuelle Symbol der Feige wird transformiert zu einem Paradiesobst, das im umfassenden Sinn ‚äußere‘ und ‚innere‘, seelische und körperliche, personale und gesellschaftliche Wertigkeiten verbindet. Damit aber erscheint das Sündenfallmotiv Evas aufgehoben in die Apotheose der vollkommenen Liebe der Frau, die ihre Vollkommenheit darin beweist, dass sie sich dem einen Mann vorbehaltlos und ganz (*gar* v. 18060) schenkt, nicht jedoch aufgrund blinden Begehrens, aber auch nicht für einen sozialen Gegenwert jenseits des Begehrens, sondern unter der Voraussetzung emotional-personaler Übereinstimmung.

Nicht die Opposition *ere – lip*, nicht Parallelisierung oder maßvoller Ausgleich, sondern die Fähigkeit der Frau, sich unter Berücksichtigung und infolge der eigenen Gefühle ganz zu schenken an den einen Mann, ist das Kriterium dafür, dass in diesem Paradies nichts sprießt, grünt und wächst, *wan daz daz ouge*

⁵⁷ Das Beharren auf dieser einen Frucht, das andere Möglichkeiten ausschließt, vernichtet die Ehre: *swer sich aber der dinge enstat, / so hetes Eve guoten rat / umbe daz obez daz eine: / si hetie doch gemeine / diu anderen alle / nach allem ir gevalle / und enwolte ir keinez niwwan daz, / dar ans ouch alle ir ere gaz* (vv. 17953–17960). – Dass Gottfried hier die Feige statt des Apfels anführt, ist möglicherweise mehr als ein „Gelehrsamkeitssplitter“ (Wachinger [Anm. 49], S. 253), da es Gottfried – anknüpfend an das Thema ‚ge-luste‘ – gerade auf die spezifisch sexuelle Symbolik der Feige angekommen sein könnte: vgl. das Konnotationsfeld Scham (Gen 3,7), Fruchtbarkeit bzw. Unfruchtbarkeit (Micha 4,4; Sach 3,10; Joel 2,21 f.; Matth 21,18 ff.; Mark 11,12 ff.; Luk 13,6 ff.) oder die erotische Bedeutungsvielfalt, überliefert vor allem in antiken Quellen (vgl. Art. „Feige 1“ von V. Reichmann, in: Realexikon von Antike und Christentum, Bd. VII, Stuttgart 1969, Sp. 640–682; Art. „fig“, in: Ad de Vries: Dictionary of Symbols and Imagery, Amsterdam, London 21976, S. 218 f.).

gerne siht (vv. 18079–18082). Was aber *daz ouge gerne siht*, ist per definitionem dasjenige, dem Ansehen durch die Welt gleichsam als physischer Reflex zukommt (v. 18087). Für die Relation von *minne* und *ere* in Gottfrieds „Tristan“ heißt dies: Die paradiesische *minne*, deren Kriterien im *huote*-Exkurs durchaus in Analogie zur neuen Liebesgrammatik der Narratio entworfen werden, lässt sich nicht mehr als Funktion eines pragmatischen Ehrencodex verstehen, sondern umgekehrt: Der Ehrencodex hat sich neu zu konstituieren als Funktion dieser inkommensurablen, vorbehaltlosen Liebe, indem deren Qualitäten seine Kriterien allererst definieren.

VI

Betrachtet man die Relation von *minne* und *ere* im syntagmatischen *Procedere* des Textes, so ist offensichtlich, dass sich Gottfrieds Version der Tristanerzählung gerade dadurch auszeichnet, dass ganz unterschiedliche Möglichkeiten dieser Relation durchgespielt werden. Der Prolog verbindet *minne* und *ere* apodiktisch in einer Semantik, die dem hochhöfischen Minnediskurs entspricht. Die in der Handlung entfaltete Ehebruchsminne Tristans und Isoldes stellt diese Verbindung auf eine äußerste Probe: *minne* und *ere* geraten dabei in Opposition. Mit Hilfe einer radikalen Trennung von öffentlichem und nicht-öffentlichem Raum versuchen die Liebenden, die Spannung des oppositionellen Bezugs aufzulösen und jedem der beiden Pole mit unterschiedlichen Sprach- und Verhaltenscodices unabhängig voneinander Genüge zu tun. Dieser Versuch scheitert. Rückgängig gemacht wird von jenem desolaten Punkt aus jedoch nicht nur die Dissoziation von *minne* und *ere*, sondern zugleich das Wertungshandicap einer *erlosen* Tristanminne. Dies gelingt indem (1.) der Blick des Rezipienten vom Ehebetrug der Liebenden auf den Selbstbetrug Markes gelenkt wird; (2.) dieser Selbstbetrug als Merkmal einer Liebesgrammatik herausgestellt wird, die jenseits des Kriteriums personaler Übereinstimmung auf der Tauschrelation *ere* gegen *lip* basiert; (3.) demgegenüber am Paradigma der Tristanminne eine Liebesgrammatik entworfen wird, deren ‚Basismorphem‘ die emotional-personale Übereinstimmung der Liebenden ist und (4.) deren akkurate Entzifferung wie Erfüllung als das ausschlaggebende Kriterium für die rechtmäßige Anwendung des Begriffs *ere* eingefordert wird.

Gottfried hält somit auch und gerade in Bezug auf die Liebe zwischen Tristan und Isolde an der tradierten Korrelation von *minne* und *ere* fest. Vershoben hat sich jedoch innerhalb der überkommenen Korrelation die Semantik. Was unter *minne* zu verstehen, was adäquat mit *ere* zu bedenken sei, wird neu codiert. Eben dadurch erfährt die Korrelation von *minne* und *ere* eine asymmetrische, durchaus provozierende Umwertung: *minne* steht nicht mehr im Kon-

notationsfeld der *ere*, gleichsam als deren Sekundärfunktion, sondern setzt nun umgekehrt die Maßstäbe, denen die *ere der werlde* folgen sollte.

Von hier aus lassen sich denn die drei prinzipiellen Standpunkte, die die Forschung bisher als Wertung der Tristanminne angeführt hat, neu beurteilen. Wenn Gottfried, wie zu zeigen versucht wurde, sich dezidiert bemüht, den Anspruch der *ere* mit dem Anspruch der Tristanminne in Einklang zu bringen, indem er deren Spielregeln systematisch und in positivem Sinn gegenüber den Defizienzen der Feudalminneethik Markes konturiert, arbeitet er der Auffassung der Tristanminne als obskurer Dämonie oder als ambivalenter Erfahrung programmatisch entgegen. Das heißt, *minne* nach den neuen Maßstäben – und zwar nicht nur die ‚Exkursminne‘, sondern auch die auf Handlungsebene explizierte *minne* zwischen Tristan und Isolde – wird von Gottfried aus dem Stoff entgegen dessen ursprünglicher Anlage entschieden als exorbitant Gutes ‚herausgeschält‘.⁵⁸ Dieses exorbitant Gute ist jedoch kein harmonisierendes Ideal im Sinn der ‚Liebeskonzeption der Artusromane‘⁵⁹ und auch kein ‚absolut Gutes‘: Es schließt Gefahr, Leid, Ambivalenz und Schrecken nicht aus, sondern ein.⁶⁰ Eben deshalb zielt seine Konturierung weniger darauf, einen utopischen gesellschaftlichen Entwurf oder einen prinzipiellen heilsgeschichtlichen Weg aus dem Sündenfall aufzuzeigen, sondern darauf, die Möglichkeit einer ungewohnten individualgeschichtlichen Erfahrung im hic et nunc zur Sprache zu bringen. Zugleich aber lässt die neue *minne* und der mit ihr verbundene Anspruch der *ere* ein ‚doppeltes Wertesystem‘ durchaus hinter sich. Denn das neue Liebesethos entwertet die Feudalminneethik kompromisslos zu seinen Gunsten, nicht jedoch indem ‚Innennormen‘ das Primat gegenüber kruden ‚Außennormen‘ behaupten oder in diesem Sinn favorisiert würden, sondern indem die gesellschaftliche Norm an dem Individualminneethos einen veränderten Anhaltspunkt gewinnt, der ihrer bisherigen Orientierung an der Feudalminneethik den Rang gerade in Bezug auf ethische Qualitäten ablauft.

Die ihrer Funktionalität enthobene *minne* verzichtet somit keineswegs auf eine soziale Einbindung in die Gesellschaft⁶¹, geschweige denn, dass sie sich ihr de-

⁵⁸ Vgl. Keck [Anm. 9], S. 221.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Mit dem neuen Anspruch personal-emotionaler Übereinstimmung werden die Kriterien der Unverfügbarkeit, vor allem aber der Unersetzbarkeit des Partners zum inhärenten Konstitutionselement der Tristanminne und damit zugleich zur Basis der von Gottfried proklamierten notwendigen Konnexion *liebe-leit*. Hinter der schmerzvollen Unwägbarkeit des als unersetzbar begriffenen Partners tritt das durch die Gesellschaft hervorgerufene Leid als sekundärer Aspekt zurück (ähnlich Schnell [Anm. 9], S. 53).

⁶¹ Noch nicht einmal dort, wo Tristan und Isolde in der Minnegrotte ein *wunschleben* (v. 16872) ermöglicht wird: *sin haten umbe ein bezzer leben / niht eine bone gegeben / wan eine umbe ir ere* (vv. 16875 ff.). Das entrückte Minneerleben, d.h. die Lebensform des einsamen Liebespaares, wird gleichsam im Anspruch auf *ere* an einen sozialhistorischen (Fortsetzung der Fußnote auf S. 388)

zidiert widersetzte.⁶² Die sich hartnäckig haltende These, in Gottfrieds „Tristan“ käme es zur Opposition von Individuum und Gesellschaft, die seit Erich Köhlers wegweisender Studie „Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik“ von 1956⁶³ Forschungsgeschichte gemacht hat⁶⁴, ist als ahistorische Projektion von Problemkonstellationen des 18. und 19. Jahrhunderts endgültig zurückzuweisen. Das „wechselseitige, fast erotische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“, das Urban Küsters für den „Tristan“ im Vergleich mit Interaktionsmustern und Sozialstrukturen eines intellektuellen Hofmilieus auf Realebene geltend gemacht hat⁶⁵, findet somit nicht seine Grenze in der Minnehandlung⁶⁶, sondern setzt sich in dieser in modifizierter Form fort.

Wenn Norbert Elias für die Beschreibung des Zivilisationsprozesses „das Innere des Menschen“ als „bequeme Metapher“ ablehnt und damit auch Deutungsmuster, die mit der Opposition von ‚Ego‘ und ‚Anderen‘, von ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ insbesondere in Bezug auf das Mittelalter operieren⁶⁷, so ist diese Skepsis angebracht auch und gerade für Gottfrieds „Tristan“, dem gemeinhin eine Schlüsselstellung im literarischen Diskurs des Zivilisationsprozesses zugebilligt wird. Das heißt, Gottfrieds Innovationen auf der Basis einer neuen Liebesgrammatik, die an der Korrelation von *minne* und *ere* als *conditio sine qua non* festhält, bewegen sich nicht außerhalb, sondern innerhalb der soziologischen und anthropologischen Möglichkeiten seiner Zeit. Das macht die Innovationen im Rahmen der großen kulturhistorischen Entwürfe, die das Individuum

schon Kontext zurückgebunden und insofern in seiner Idealität desavouiert (vgl. Gert Kaiser: Liebe außerhalb der Gesellschaft. Zu einer Lebensform der höfischen Liebe, in: Liebe als Literatur. Aufsätze zur erotischen Dichtung in Deutschland, hg. v. Rüdiger Krohn, München 1983, S. 79–98, hier S. 93 f.).

⁶² So die grundlegende These von Denis de Rougemont: *L'Amour et l'Occident* (1936), dt.: Die Liebe und das Abendland, Köln, Berlin 1966: Die Tristanminne könne sich nur als illegitime Ehebruchsmine im Zeichen der Todessehnsucht erfüllen.

⁶³ Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung, Tübingen 1970.

⁶⁴ Treffend bemerkt Urban Küsters: Liebe zum Hof. Vorstellungen und Erscheinungsformen einer ‚höfischen‘ Lebensordnung in Gottfrieds „Tristan“, in: Höfische Literatur, Hofgesellschaft, höfische Lebensformen um 1200, hg. v. Gert Kaiser und Jan-Dirk Müller, Düsseldorf 1986, S. 141–175, hier S. 159, Anm. 31: „Vor allem die Arbeiten zum ‚Künstler‘-Roman Gottfrieds haben die besonders in der Minnehandlung (Minnegrotte) spürbare Distanz der Helden zur höfischen Umwelt zu einer grundsätzlichen Andersheit ausgeweitet und z.T. gegenhöfische Tendenzen ausgemacht, wobei sie sich häufig am Künstlerbegriff der Moderne orientierten.“ – Eine weitere Variante der verfehlten Opposition Individuum – Gesellschaft bzw. Künstler – Gesellschaft ist die Annahme, die Tristanminne sei ‚esoterisch‘, der Kern des Werks ‚von der Welt abgewandt‘ (so etwa Karl Bertau: Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter, Bd. 2, München 1973, S. 918–965, hier S. 923).

⁶⁵ Küsters [Anm. 64], S. 142.

⁶⁶ Ebd., S. 163, 173.

⁶⁷ Norbert Elias: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., hier Bd. 1, Frankfurt am Main 1998/99, S. 66.

um und seine Autonomie in Anlehnung an Burckhardts Renaissance these⁶⁸ als Paradigma einer Epochenäsur festgeschrieben haben⁶⁹, sicherlich weniger spektakulär. In Hinblick jedoch auf die minutiösen Kriterien einer „thick description“⁷⁰ unter dem Anspruch einer historischen Anthropologie dürften die aufgezeigten Umcodierungen ihre weitreichende historische Relevanz behaupten.

⁶⁸ Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch, hg. v. Werner Kaegi, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1930 (Gesamtausgabe Bd. V), vgl. insbes. S. 95.

⁶⁹ Kritisch dazu Otto Gerhard Oexle: Luhmanns Mittelalter, in: Rechtshist. Journal 10, 1991, S. 53–66, hier insbes. S. 59; Walter Haug: Kulturgeschichte und Literaturgeschichte. Einige grundsätzliche Überlegungen aus mediävistischer Sicht, in: Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Transferts culturels et Histoire littéraire au Moyen Âge, hg. v. Ingrid Kasten, Werner Paravicini und René Pérennec, Sigmaringen 1998, S. 23–33, insbes. S. 26–28.

⁷⁰ Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1999.